

# Zehn Jahre Wandel im Osten

## Tendenzen und Perspektiven

VON JOACHIM ROGGE

### DREI VORBEMERKUNGEN:

1. »Was heißt Neubau?« fragte Bischof Dibelius in einem Rundfunkinterview im Februar 1959, »wir haben 1945 da wieder angefangen, wo wir 1933 aufhören mußten«<sup>1</sup>. Die geistliche Erfahrung des Kirchenkampfes mit ihren Niederlagen und Siegen zwischen 1933 und 1945 zählte der Bischof offenbar nicht.
2. Die Entwicklung im Westen von 1945-1989 verlief vielfältig nachweisbar sehr anders als zur gleichen Zeit im Osten. Das Vorankommen, die Herausforderungen und deshalb die Lebensschicksale waren unterschiedlich im Laufe von 44 Jahren. Wenn die hier getroffenen, betroffenen Menschen nach der sogenannten »Wende« zusammenkommen wollten, konnte man in Ost und West nicht bleiben, was und wie man war. Alle und alles mußten sich nach 1989 bewegen, und der zeitweise gebrauchte Begriff »Anschluß« war und blieb gefährlich und konnte mindestens einseitig Stagnation und Minderwertigkeitsgefühle produzieren. So käme nicht zusammen, was angeblich zusammengehörte (Willy Brandt). Kenntnisnahme und wechselseitige Verarbeitung sowie Verinnerlichung der Erfahrungswelten in beiden Teilen Deutschlands gehörten zu den Geboten der Stunde und der folgenden Jahre, die jetzt schon ein Jahrzehnt ausmachen. Was hier alles nicht gesehen und deshalb versäumt worden ist, macht die Hypotheken in der Gegenwart aus.

---

1. Karl KUPISCH, Die deutschen Landeskirchen im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Göttingen 1975, S. 176.

3. Die Themaformulierung »Zehn Jahre Wandel im Osten – Tendenzen und Perspektiven« darf als sehr glücklich bezeichnet werden. Der Referent kann sich dem Versuch einer Aufzeichnung eines Prozesses zuwenden, so wahr die (Wieder-)Vereinigung kein Akt war, sondern ein noch immer fortdauernder Prozeß ist. Sehr viel komplizierter wäre die Auflage, die Situation zehn Jahre nach dem Wandel im Osten beschreiben zu sollen. Es ist ein Jahrzehnt nach der Wende noch vieles im Fluß, unabgeschlossen, in Tendenzen und Perspektiven offen. Nicht, daß man Eingesehenes nur nicht täte, sondern Einsicht und Konzeption für Gegenwart und Zukunft liegen keinesfalls geschlossen und für die Menschen generell überzeugend und erstrebenswert vor. Die schlimmen Benennungen als bisweilen – Gottseidank nicht immer! – Wertbezeichnungen für entweder »Ossis« oder »Wessis« sind mit ihren Derivaten keineswegs ausgestorben. Manches, so wird hier und da weiter behauptet, sei eindeutig Wesensart der »Ossis«, anderes eben der »Wessis«.

Der Osten, so kann man gelegentlich hören, hänge bedauerlicherweise ja noch immer am Tropf des Westens, und manchen Menschen des Westens eignen auf Grund wirtschaftlich-technischer Überlegenheit noch immer Symptome von Überheblichkeit. Das Spektrum der Beurteilungen ist ebenso breit wie diffus. Gewiß ist es auch nicht ganz unbegründet, manchem früheren DDR-Bürger in etwa nachzusagen, er bewege sich zu langsam und zu wenig lernbereit, um westliche Standards mit dem gleichen pekuniären Niveau zu erreichen. Die wechselseitige Bemühung um Verständnis und gerechte Situationsanalyse ist bis zur Stunde ein Desiderat geblieben. Es kann niemand so bleiben zwischen Aachen und Görlitz wie er vor der Vereinigung war, wenn das Zusammenwachsen gelingen soll. Ohne das Fragen jeweils vom anderen her, ohne Verzicht und Neureflexion bezüglich geistiger und materieller Werte wird das Ganze nicht abgehen. In einer einschlägigen Stellungnahme heißt es: *Ich bin aber der festen Überzeugung, daß die Bundesrepublik insgesamt, und das heißt in diesem Fall in besonderer Weise auch die alten Bundesländer, nicht so bleiben kann, wie sie ist*<sup>2</sup>.

2 Eduard BERGER, Ist Deutschland östlicher und protestantischer geworden? In: Schlesischer Gottesfreund (1999), Nr. 1, S. 4; Hans-Martin HARDER votiert in einem Aufsatz: Zur wirtschaftlichen Neuorientierung der östlichen evangelischen Kirchen nach der »Wende« folgendermaßen: [...] *der Prozeß der Neuorientierung der östlichen Kirchen [ist] noch nicht abgeschlossen, sondern hat nur ein bestimmtes Stadium erreicht. [...]*

Präzise auf die gesamtdeutsche Situation läßt sich weiterhin anwenden, was generell auf der ökumenischen Strecke gesagt worden ist: *Die Herausforderungen der Zukunft zielen auf die Frage, was die Kirchen für ihre Verkündigung und durch ihre Lebensform zur Suche nach einer spirituellen Deutung der Wirklichkeit beitragen können*<sup>3</sup>. Wenn dieses der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen so sieht, und zwar aus Anlaß des 50. Jahrestages des ÖRK, dann ist damit auch die Lage unserer Kirchen im Osten und Westen Deutschlands gekennzeichnet, wobei die Frage nach dem Osten auch die Frage nach dem Westen wäre. Er fügt erläuternd hinzu: *Die öffentliche Diskussion schwankt zwischen Hoffnung und Untergangspessimismus, und die Kirchen sind ebensowenig in der Lage, klare Perspektiven aufzuzeigen, wie die Politiker oder die Meinungsführer der öffentlichen Diskussion*<sup>4</sup>.

#### TENDENZEN – WAS ZEICHNETE SICH IM LAUFE DER ZURÜCKLIEGENDEN DEKADE AB?

##### VORAUSSETZUNGEN

Es gab einmal ein vielgelesenes Antikriegsbuch »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque<sup>5</sup>, das das Grauen des Krieges einfach schilderte, und zwar auf dem Hintergrund einer nichtssagenden, Probleme abwiegelnden Meldung über die Lage in Frankreich. Sollte es nach 1989 im Osten Deutschlands und in den angrenzenden Territorien ähnlich heißen, vielleicht abgesehen davon, daß ein emsiges von persönlichen Egoismen nicht freies Bemühen einsetzte, möglichst rasch wirtschaftlich, technisch, kulturell, religiös den westlichen Standard zu erreichen? Es ging landauf landab von relativ bald enttäuschten Zeitgenossen die Rede, man habe bei den entsprechenden Wahlvorgängen 1990 nicht die geistige Konzeption der (Wieder-) Vereinigung gewählt, sondern wesentlich die D-Mark.

---

Dazu gehört, daß die enge Zusammengehörigkeit zwischen den östlichen und den westlichen Kirchen nicht nur eine oft gebrauchte Wendung ist, sondern sich in einer besonderen Situation bewährt hat. In: ZPrTh 34 (1999), H. 4, Themenheft: Kirchliche Umbrüche nach der Wende. Eine ostdeutsche Zwischenbilanz, S. 267-284, hier S. 283 f.

3 Nordelbische Kirchenzeitung (3.7.1998), Nr. 27, S. 6.

4 Ebd.

5 Dieser Welterfolg von 1929 wurde auch verfilmt.

Deutschland war sehr naheliegenderweise zunächst und vor allem mit sich beschäftigt. Das darf nicht nur kritisiert, geschweige denn angeprangert werden. Die künstliche Grenze, besonders undurchlässig seit 1961, hatte zu viele Menschen getrennt, das Ausleben von Verwandtschaften und Freundschaften unmöglich gemacht und dadurch zahllose psychische Anomalien, ja auch Phobien ausgelöst, was sich in dem erst nach innen, dann gegen Ende der DDR laut nach außen gerichteten Schrei »Wir wollen raus!« geltend machte.

Nun aber: Wandel im Osten – es wäre eine kaum zu rechtfertigende Engführung, wenn man dieses Problem nur innerdeutsch verhandeln wollte. Schließlich war nicht nur die DDR als Staat, sondern das gesamte kommunistische System – einst von der Sowjetunion im doppelten Sinn angeführt – mit ausnahmslos allen Satellitenstaaten zusammengebrochen, und die gesamtdeutsche Frage hing eng mit den Entwicklungen im Ostblock zusammen. Es ist gegenwärtig ein kaum ganz zu leistendes Unterfangen, objektiv und historisch im einzelnen gerecht die Geschehnisse von Workuta bis Prag zu registrieren und zu gewichten. Der Ostblock hatte zwar seine moskowitzische Dominante, aber die Verhältnisse waren nicht alle gleich, und die das jeweilige Regime ablösenden Revolutionen hatten – vornehmlich was den Gewalteinsatz anbetraf – sehr unterschiedlichen Charakter. Die Wende kostete im Südosten viel Blut; das war in der DDR Gottseidank anders. Die fast absolute Friedlichkeit der Wende in der DDR hatte wohl zu tun mit der Tatsache, daß sie als Nachbar die Bundesrepublik Deutschland hatte. Diese moralische Hilfe hatte beispielsweise die estnische Teilrepublik der Sowjetunion nicht. Die Esten hatten keinen menschenfreundlich gesinnten und wirkungsvoll agierenden Nachbarn, der das Schlimmste verhindern konnte. Ungezählte Züge rollten aus diesem Territorium nach Sibirien.

Der Dank gegenüber vielen Menschen in der Bundesrepublik und der Ostpolitik der Bundesregierung ist von seiten mancher verbitterter Menschen in der DDR, denen vom Westen her nur bedingt geholfen werden konnte, nicht immer eindeutig und gerecht genug ausgesprochen worden. Schuldzuweisungen sollten nach Möglichkeit wechselseitig vermieden werden. Schließlich auch hatte die Länge der 44 Jahre die Last! Der Verlust an Freizügigkeit im Geistigen und im Physischen war so drückend, daß auch der Artikel im Grundgesetz, daß Deutschland in Frieden und Freiheit wiedervereinigt werden müsse, und das Läuten der Freiheitsglocke in Berlin-Schöneberg wenig trösteten.

Nicht allein der Westen war gesperrt. Auch der Kontakt mit den »sozialistischen Bruderländern« war jahrzehntelang eingeschränkt bzw. auf die staatspolitische Schiene enggeführt. Den Kirchen war es damals ein Anliegen, auch für die Öffnung der Grenzen nach Osten einzutreten. Die kirchlichen Aspekte für das Miteinander von Deutschen und Polen wurden nach Grenzöffnung immer intensiver wahrgenommen. In einem Referat vor der Evangelischen Forschungsakademie 1994 hieß es in dem Bewußtsein, daß man sich nach der äußeren Zugangsmöglichkeit innerlich nun erst finden müsse: *Ein neuer Zugang zueinander, miteinander ist eröffnet, durch Gottes Gnade. Er soll von uns allen beschnitten werden unter Beachtung des Gewesenen, mit viel Sensibilität, mit viel von uns noch zu leistender Arbeit, aber mit der Liebe Christi, die uns schon zueinander gebracht hat (2. Kor 5, 14). So sind wir Botschafter der in Christus schon vollzogenen Versöhnung. Dieses verlangt Fantasie zur Konkretion im Erkennen des unter uns allen vorhandenen Reichtums. Dieses alles ist kein Akt, schon gar kein enthusiastischer Akt, sondern ein Prozeß, auf den wir uns einlassen, der Schuld als Schuld benennt, aber Chancen als solche wahrnimmt. Die äußere Öffnung der Grenzen darf zur Folge haben die Öffnung der Herzen; denn nach so viel Angst und Plagen sehen auch polnische und deutsche Christenmenschen nur mit dem Herzen gut*<sup>6</sup>.

#### ERWARTUNGEN

Der römisch-katholische Theologe Karl Rahner hat nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil von 1962-1965 einmal deutlich gesagt, wer vom Konzil enttäuscht sei, habe zuviel erwartet. Dieses Dictum läßt sich leicht auf die deutschen Verhältnisse übertragen, und zwar ganz unkompliziert im Sinne des vielzitierten Satzes von Willy Brandt, nun wachse wieder zusammen, was zusammengehört. Ein nicht minder bekanntes und mit lebhafter Erwartung begleitetes Dictum des »Kanzlers der Einheit«, Helmut Kohl, löste zusätzlich einen Erwartungsdruck aus, der geradezu psychologisch gefährlich werden sollte, der undifferenziert und ohne Zeitbestimmung mit künftig »blühenden Landschaften« im Osten verbunden war und im Negativfalle für die gegenwärtig lebende Generation, besonders angesichts der bald rasant steigenden Arbeitslo-

<sup>6</sup> Joachim ROGGE in: Forschung und Glaube, hg. v. Karl-Wolfgang TRÖGER u. Hannfried OPITZ, Berlin 1998, S. 211-221, hier S. 221.

sigkeit, große Enttäuschungseffekte auslösen mußte. Mit Sicherheit wäre weniger im Versprechen westdeutscher Politiker mehr gewesen.

Es war den DDR-Bewohnern schon an sich ein hoher dankbar qualifizierter Wert, eine neue geistige und physische Freiheit praktizieren zu können, die dann allerdings mit dem Bewußtsein harter Arbeit im äußerst großen Nachholbedarf hätte verbunden werden müssen. Es war eine illusionäre Erwartungstendenz vorhanden, rasch auf den wirtschaftlich-technischen Wohlstandslevel zu kommen, ohne die Argumente westdeutscher Menschen zu berücksichtigen, daß sie den erreichten Wohlstand ja ihrerseits schließlich nur unter der Voraussetzung jahrzehntelanger intensiver Arbeit erworben hätten. Hier lag ein facettenreiches Problem vor, das mit ein Arbeitsleben lang bezahlten Rentenbeiträgen, Mut zum unternehmerischen Risiko, allgemein gesicherten gesellschaftlichen Strukturen und bisweilen überaus erfolgreichem Fleiß zusammenhing. Die Menschen im Osten hätten gewiß in vieler Hinsicht bei vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnissen ähnlich erfolgreich und abgesichert leben können, aber eben hier lag eines der härtesten Probleme, das die unterschiedlichen Start- und Wegstreckenbedingungen eine Diastase über mehr als vier Jahrzehnte erzeugten, die geistig und am sichersten sogar geistlich bewältigt und mit viel Sensibilität von beiden Seiten begriffen und allmählich korrigiert werden mußten. Fehlende Geduld auf östlicher und gehobenes status-quo-Denken auf westlicher Seite haben viel Sand ins Getriebe und manche Resignation gebracht.

Und zudem: *Manches Wichtige in der Zeit der »Wende« ist wieder verloren gegangen; z.B. die »Runden Tische«, oft von Pfarrern moderiert. Sie dachten das Neue an, formulierten und praktizierten es, obwohl man mit sehr unterschiedlichen politischen und religiösen Anschauungen beieinander war. Die Not schweißte zusammen, was dann die hier und dort steigende Prosperität wieder faktisch trennte. Die Frage nach und die Behandlung der Menschen mit vermeintlicher oder faktischer Systemnähe beim Professor oder beim Parteisekretär, die Heranziehung von Aktenbergen des MfS aus der Gauck-Behörde brachten nicht immer Befriedung, weil Täter und bisweilen auch Opfer des Systems Teile der Wahrheit verstellten und die Motive der Verfolgung unterschiedlich waren. Die gerechte spirituelle und wirtschaftliche Abwicklung als Neuorientierung gelang nicht in jedem Falle. Auch hier*

*wird die Frage nach der ethischen Grundmotivation noch für lange Zeit gestellt bleiben*<sup>7</sup>.

Die Wohlstandsgrenze war nach 1989 von der Elbe an die Neiße verschoben worden. Die Republiken Polen und Tschechien hatten zunächst nicht viel von dieser Verschiebung, und es bedarf auch hier eines langen Prozesses, den Europa-Gedanken mit unseren östlichen Nachbarn zu verbinden. Hans-Dietrich Genschers bekannter Satz, es könne auf Dauer dem Westen nicht gut gehen, wenn es auf Dauer dem Osten schlecht gehe, muß sich mit der Erwartungshaltung der Menschen in der jetzigen Bundesrepublik Deutschland vereinen unter Einrechnung der Möglichkeit, daß vermehrte Anstrengung und Verzicht, Besitzstandswahrung und Opfer, technischer Fortschritt und intendierter sozialer Ausgleich kompatible Größen werden.

#### DAS SOZIALE IN DER MARKTWIRTSCHAFT

Wenn es denn richtig sein sollte, daß vieles politisch Intendierte nicht gelungen ist, die Arbeitslosigkeit im Osten unseres Vaterlandes unverhältnismäßig höher blieb, unternehmerische Innovationen dort eher zusammenbrechen als im Westen, frühere Märkte an der Ostgrenze und mit dem Osten, besonders mit Rußland, wegbrechen, dann verstärkt sich die Frage nach dem inhaltlich Sozialen und der Solidarität in der Marktwirtschaft. Einer unserer Pfarrer in der schlesischen Oberlausitz äußerte vor einer Erntedankfestpredigt: »Wir danken Gott für eine Ernte, die wir gar nicht brauchen«. Der Westen liefert alles, nicht allein die massenhaft unsere Straßen befahrenden Kraftfahrzeuge – eine Selbstverständlichkeit angesichts der qualitativ und quantitativ unzulänglichen Autoproduktion in den östlichen Ländern –, sondern auch den Blumenkohl, die Radieschen und die Büchsenmilch aus Hamburg oder Bayern. Was östliche Produzenten zur Existenzerhaltung ihrer Handelszweige anboten, war für westliche Anbieter und bisweilen auch für östliche Konsumenten uninteressant. Ein Hamburger Gemüsehändler mit großem Container auf dem Markt von Görlitz, befragt danach, was unter diesen Umständen die Bauern der Oberlausitz machen sollten, antwortete lakonisch: »Das ist nicht mein Problem, ich will hier verdienen«. Die oben zitierte Bemerkung, der Osten hinge auch nach einem

---

7 Joachim ROGGE in: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 31 (1999), Nr. 1, S. 143.

Jahrzehnt immer noch am Tropf der alten Bundesländer, vergißt u.a. das Faktum, daß der westdeutsche Automarkt im Osten einen erheblichen Absatz und deshalb zeitweise einen gewissen Aufschwung zu verzeichnen hatte. Westliche Wirtschaftszweige standen natürlich ihrerseits unter Erfolgsdruck, der auf Entwicklungen noch weiter westlich unter Einschluß Amerikas Rücksicht zu nehmen hatte, so daß jede wirtschaftliche Ostexpansion zusätzliche risikohaltige Kalkulationen bringen mußte. Westliche Betriebe produzierten häufig billiger und mit weniger Menschen, weil technisch perfekter. Sie bedienten deshalb Märkte in allen Himmelsrichtungen. Auf diese Weise hielten die Textilbetriebe der Oberlausitz, dazu die Waggonproduktion in Görlitz der Konkurrenz gar nicht oder nur recht eingeschränkt stand. Viele Menschen wurden ohne adäquate soziale Abfederung arbeitslos. Die Intelligenz zog und zieht zu einem gewissen Teil aus den genannten Gründen aus Görlitz ab. Die Bevölkerungszahl im ganzen ist ohnehin rückläufig. Wenn Wirtschaft und Kultur an der Ostgrenze der Bundesrepublik Deutschland weiter minimiert werden, wird die Landschaft auch bevölkerungspolitisch zur Prärie.

Es muß sich auch auf den Ostteil unseres Vaterlandes beziehen, was der Biologe und Gesellschaftsanalytiker Hans Mohr auf der Jubiläumstagung der Evangelischen Forschungsakademie im Januar 1999 ausführte: *Wenn die Politik auf dem Prüfstand steht, ist der Ausbau einer um Solidarität bemühten Wirtschaft umso wesentlicher. Pragmatische Formen des sozialen Ausgleichs sind dabei unverzichtbar. Die Ausbildung einer jungen Wissenschafts- und Wirtschaftselite mit professioneller Kompetenz, Urteilskraft, Glaubwürdigkeit und moralischer Integrität ist auf solchem Hintergrund auf Dauer dringend erforderlich.* Der Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, Kurt Biedenkopf, hat 1993 vor derselben Institution auf Grenzen und Gefahren in der neuen Situation hingewiesen: *Den »am großen Transformationsprozeß beteiligten Menschen« hilft allerdings die Tatsache, daß ihnen der Prozeß der Wende Gestaltungsfreiräume eröffnet hat und die neue Ordnung noch nicht durch Besitzstände zugestellt ist, wenngleich die westdeutschen Besitzstände alle Anstrengungen unternehmen, ihre Art zu denken und zu handeln so schnell wie möglich nach Osten auszuweiten. Sie tun dies in der Sorge, Innovationen, die in Ostdeutschland stattfinden, könnten ihre westlichen Besitzstände gefährden. Die Sicherung der Gestaltungsspielräume, in denen wir auch Neues entwickeln können, gegen*

*westdeutsche Besitzstände, gehört deshalb zu den wichtigsten Aufgaben, die uns gestellt sind*<sup>8</sup>.

#### DER NEUE FACETTENREICHTUM IN DER KULTUR

Gewiß ist die Dominante des Wirtschaftlichen für den gesellschaftlichen Fortschritt nicht zu übersehen, aber ihre sozialen Kriterien bleiben dem gesellschaftlichen Phänomen natürlicherweise integriert. Es erscheint durchaus nicht als Platitüde, wenn das neutestamentliche Logion das hier nötige Desiderat signalisiert: *Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele* (Matth. 16, 26). Die Tendenz im Freistaat Sachsen etwa läuft kulturpolitisch, wissenschaftlich auf traditionsbezogene örtliche Konzentration hinaus. Hochschulkapazitäten, Kultur- speziell Medienstandorte sind fixiert auf Dresden, Leipzig und vielleicht noch Chemnitz.

Der Europa-Gedanke im Dreiländereck zwischen Liberec, Zgorzelec, Görlitz und Zittau kann solange nicht greifen, wie der Austausch nicht beherzt und unter gegenseitigem Engagement beabsichtigt und realisiert wird. Dabei hat der Wissenschaftsimport und -export durchaus schon seine Stätten, so z.B. in der östlichsten Hochschule der Bundesrepublik mit den Standorten Zittau und Görlitz. Dort gibt es unter fast 3.400 Studierenden bisher 357 polnische und 40 tschechische Bürgerinnen und Bürger. Die Verflechtung der Lehrkörper zwischen den vergleichbaren Hochschulen in Polen und der Tschechischen Republik ist allerdings immer noch mehr Tendenz als Realität. Immerhin ist der ausländische Studentenanteil mit ca. 400 relativ im Fachhochschulbereich sehr günstig.

Viele kulturpolitische Einrichtungen zwischen Szczecin und Zittau stehen auf dem Prüfstand, so etwa die Theater der Städte Görlitz und Zittau. Drei Universitätsgründungen im Bundesland Brandenburg in Potsdam, Cottbus und Frankfurt/O. steht im Freistaat Sachsen nichts Vergleichbares gegenüber. Angesichts der mangelnden Extensität von Kultureinrichtungen sollte, solange hier nichts kräftiger in Angriff genommen werden wird, die Intensität von Innovationen verstärkt werden. So könnte die genannte Fachhochschule für Technik, Wirtschaft und Sozialwesen in Zittau/Görlitz ihre Studentenzahl auf annähernd 5.000 erweitern mit entsprechender Vergrößerung des Lehrkörpers. So ließe

---

<sup>8</sup> In: Kurt BIEDENKOPF u.a., Marktwirtschaft auf dem Prüfstand, Berlin 1994, S. 44.

sich auch manche novitas einbauen wie etwa die Weiterprofilierung einer tourismuswissenschaftlichen Fakultät, die jetzt schon einen erheblichen Studentenzuwachs verzeichnet. Das alles würde in einer ambien- tefreundlichen Region geschehen, die als Industrie- und Wirtschafts- standort für Ausweitungen der Arbeitsplätze wenig Chancen bietet.

Immerhin wird der Kulturstandort im Osten allmählich werbetechnisch besser beachtet. Görlitz als die Perle der schlesischen Oberlausitz ist bekanntermaßen ein einzigartiges Bilderbuch der Kunstgeschichte von der mittleren Gotik bis zum Jugendstil. Die Renaissancehöfe, die einmalig attraktive Fassade des Schönhofes, die Jugendstilsynagoge, allem voran das Heilige Grab als Ausdruck mittelalterlicher Frömmigkeit sind Reichtümer, die u.a. auch wirtschaftlich in Anschlag gebracht werden können als ständig zu beachtender Touristenmagnet. Wissenschaftlich-publizistische Werbepraktiken sind dabei auf Dauer unerlässlich. Zwischen Bad Muskau und dem Oybin gibt es genügend Attraktives in Natur und Kultur, so daß die Region nicht lediglich auf das gegenwärtig wegen wachsender Konkurrenz schwierige »Schaffen«, sondern beglückenderweise zusätzlich auf intensives »Zeigen« angewiesen sein kann.

Ein aus der Kirchenpolitik des Jahres 1978 abgewandelter Satz könnte perspektivisch aus einer noch nicht starken Tendenz heraus folgendermaßen lauten: Der Gedanke eines geeinten, gemeinsam erlebten Europa ist künftig so gut, wie der einzelne Mensch in der Grenzregion des Ostens die heimatverbundene Realisierung erfährt!

#### DAS BLEIBENDE – DIE KIRCHE

Es wäre fatal, wenn wir den Satz vom Bleiben der Kirche als eine uns beruhigende Selbstbestätigung der eigenen ideologischen Vorstellungen verstünden. Auch die Kirche Schlesiens hat in vielen Punkten versagt, war verzagt und oft unschlüssig. Das hat sich nach der Wende nicht einfach gewandelt. Der Druck war weg, die Reden und Ausreden vieler Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche nicht mehr stichhaltig. So hieß es vor 1989: Die Nichtteilnahme an der Jugendweihe würde Berufschancen verstellen, der häufige Gang zum Gottesdienst karrierefördernde Nachteile bringen, die Mitgliedschaft in der Kirche berufliche Beförderung ausschließen. Das hatte häufig durchaus schwerwiegende Realitätsmomente in sich, und doch muß auch hinzugesetzt werden, daß die Kirche die mit Abstand größte menschliche Gruppierung war, die –

ärgerlich genug für staatliche Organe – sich der ideologischen Monopolisierung fast des ganzen öffentlichen Lebens entzog. Was Verweigerung und Anpassung vor 1989 bedeuteten, wurde und wird in dem zurückliegenden Jahrzehnt bis zur Stunde diskutiert, häufig auch kontrovers. In der Tat: Die Kirchengeschichte der 44 Jahre war keine Siegesallee, aber sie ist auch nicht generell gekennzeichnet durch das Stichwort der »Kumpanei« im Zusammenhang der Gesprächssituation unter Beteiligung der Vertreter der Staatsmacht.

Massenhaft sind nach 1989 entscheidende, wichtige gesellschaftliche Institutionen gestorben. Die Kirche ist geblieben, gewiß nicht als die triumphierende. In großen Scharen dachten die Menschen nach 1989 an sich, nur wenige stellten sich einem bitter notwendigen gesellschaftlichen oder direkt kirchlichen Engagement. Man mußte die angefochtene oder gar gestörte familiäre und berufliche Existenz neu ordnen, versuchen, auch am schnellen Geld teilzubekommen. Und doch: Es war und blieb die Kirche wie vor 1989 in den folgenden zehn Jahren die größte gesellschaftliche Gruppe, auch wenn viele die Kirche verließen. Wichtig zur objektiven Analyse bleibt dabei: Vereine, Parteien, kulturelle Einrichtungen und fast alle sonstigen gesellschaftlichen Organisationen litten und leiden ebenfalls unter heftigem Mitglieder- und Aktivitätenschwund. Dem steht seltsamerweise gegenüber, daß die Menschen vom Sozialstaat immer mehr erwarten.

Für zahlreiche Zeitgenossen im Osten war die zuvor ausgebaute und bisweilen gut ausgestattete »Nische« nach der Wende geblieben. Man zog sich weiterhin zurück, aber das wirft die komplizierte innerlich gemeinte Frage auf: Wohin eigentlich? Eine wohlige Atmosphäre familiärer Innerlichkeit gab es für viele Menschen gar nicht einmal. Nicht nur Singles, sondern auch in großer Zahl geschiedene Ehepartner spielten gesellschaftlich eine Rolle. Zeitweilige Lebenspartnerschaften gaben zu Fragen Anlaß in den Gemeinden, in der Seelsorge, bis hin zu der großen Diskussion, Ehescheidungen mit einer kirchenoffiziellen Begleitung im Rahmen auch von Amtshandlungen zu versehen. Die Segnung homosexueller Paare gehört in diesen Fragenkreis. Da, wo das alles kirchlich problemgeladen wurde, stellte es sich im Laufe der Jahre heraus, daß hier anthropologisch nicht mehr spezifisch Westliches oder Östliches vorlag.

Die Wende hat im Gemeindeverhalten trotz sehr veränderter gesellschaftlicher Bedingungen tendenziell nicht viel verändert. Die Gottes-

dienste blieben schlecht besucht, obwohl doch die immer wieder zuvor beschworene staatliche Pression fortgefallen war. Wie zuvor blieb in vielen Gegenden die Kirche aber die wirkungsvollste Feier-Institution, bei Beerdigungen, zu Weihnachten, aber sie erreichte – und hier sind katholische Kirche und evangelische Kirchen im gleichen Atemzug zu nennen – keine gesellschaftsstabilisierenden Wertvorstellungen. Weltliche Regierungen respektierten kirchliche Leitungsorgane. Es gab zwischen Staat und Kirche wieder neue Verflechtungen. Der Osten lebte finanziell weiterhin vom Westen staatlich und kirchlich. Die 560 Mio. DM pro Jahr von den westdeutschen Landeskirchen blieben Jahre hindurch dringend nötig, wenn nicht Personalabbau und Kirchenruinen das Gesamtbild mitprägen sollten. Langsam gingen die Hilfen in den letzten Jahren zurück, jetzt etwa auf 350 Mio. Immer noch fließen materielle Werte von westlichen Gemeinden in östliche, aber das neue geistliche Sich-Finden zwischen Menschen mit unterschiedlicher Geschichte und doch der gleichen Heilsbotschaft gelang nicht immer. Und das geistliche Austauschen durfte und konnte ja auf Grund verschieden intensiver Erfahrungsfelder nicht so erfolgen, daß der Osten gemeindlich nur vom Westen zu lernen hätte. Manche berichteten davon, daß es hier und da in mancher Hinsicht umgekehrt lief.

Die Wende hat kirchenstrukturell keine Innovationen gebracht, auf keiner Seite. Die Tendenz zeigte eher auf Bestandswahrung, auf Festhalten am Überkommenen. Auch die auf den zehnten Teil der Gemeinden seit dem Zweiten Weltkrieg zurückgeschnittene Kirche Schlesiens, die inzwischen zweimal ihren Namen geändert hat, hält bis zur Stunde an ihrer landeskirchlichen Integrität fest. Kirche-Sein ist in der Tat nicht nur eine Frage der Quantität. Die der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz territorial entsprechende katholische Diözese ist mit etwa 50.000 Gemeindegliedern auch – und zwar erst neu geschaffen – die kleinste Diözese Deutschlands. Schlesien ist ja für evangelische und katholische Christen keine ideologische Fiktion der Gegenwart, sondern eine geistliche Heimat geblieben mit vielen Einzelimplikationen eines religiösen Zuhause-Seins. Man kann Kirchen nicht einfach zusammenlegen wie ein paar Landkreise. Nur müssen die Strukturen mit ihren Größenordnungen geistlich und administrativ stimmen.

Ein Spezificum der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz ist das lagebedingte Verhältnis zu Polen. Der Wirtschaftsstandort Polen ist immer noch sehr anderer Art als der Wirtschaftsstandort

Deutschland. Viele Polen in den Grenzgebieten nehmen die D-Mark fortgesetzt als das Kriterium ihrer beruflichen Tätigkeit. Die offenen Grenzen bringen leider für beide Seiten Kriminelle auf ihnen vorteilhafte Ideen. Die Gefängnisse zeugen davon.

Die ganze Situation ist überaus hintergründig. Dazu gehören auch Frömmigkeit und Kirchlichkeit. Viel zu oft war der Satz zu hören: Deutschsein heißt Evangelischsein, Polnischsein heißt Katholischsein. Wenn von 37 Mio. Polen 98% katholisch und etwa 100.000 evangelisch sind, kann dieses Ungleichgewicht auf Dauer ein Problem werden. Die deutschen Evangelischen wurden 1945/46 aus dem Osten von Königsberg bis Breslau millionenfach vertrieben. Der evangelische Bischof in Görlitz fuhr jahrzehntlang nicht in seine frühere Residenz in Breslau. Das frühere dortige Konsistorium wurde Sitz des polnischen evangelischen Gemeindepfarrers, der jetzt Bischof der kleinen Gemeinden zwischen Szczecin und Wrocław ist. Auch die Versöhnung unter den evangelischen Christen brauchte ihre Zeit nach den entsetzlichen Geschehnissen 1939 und 1945/46. Die Tendenz vieler deutscher Schlesier bestand lange Zeit darin, den wenigen gebliebenen Deutschstämmigen in Polen zu helfen. Demgegenüber äußerte der evangelische Landesbischof in Warschau: Deutsche evangelische Christen stören oder zerstören die evangelischen Gemeinden in Polen, wenn sie sich nur im Blick auf Vergangenes den deutschstämmigen Evangelischen zuwenden.

#### PERSPEKTIVEN

#### WAS WAR UND BLIEB SAAT AUF HOFFNUNG?

#### GLOBALISIERUNG

Ein neuer Begriff geistert durch die Köpfe, eben das Wort Globalisierung. Die damit verbundene inhaltliche Füllung ist unausweichlich. Jahrzehntlang führte der Osten, besonders spürbar die schlesische Oberlausitz, ein Schattendasein, von Westdeutschland sowieso getrennt, aber auch nach Osten und Südosten ohne ausgedehnt mögliche Kontakte. Die sozialistische Staatengemeinschaft mit der Forderung auch kollektiver Vergemeinschaftung funktionierte weitestgehend nicht. Wie sollte sich zwischen den Völkern perspektivisch etwas bessern, wenn erneut 1968 deutsche Truppen zur Niederschlagung des »Prager Frühlings« die damalige ČSSR mitbesetzten? Auch die häufige Präsenz

deutscher leitender Persönlichkeiten in Polen konnte als Beginn einer neuen Okkupation verstanden werden.

So war die kleingewordene schlesische Kirche in dem oberlausitzischen Kessel zumindest topographisch gefangen. Geistig und geistlich ausbrechen konnte sie nur in Richtung des 216 km entfernten Berlin und in die lutherische Wirklichkeit der sächsischen Kirche. Wohin auf Grund der Verhältnisse die territorial enggeführte und deshalb vom sonstigen kirchlichen Ambiente losgelöste Kirchlichkeit führen konnte, war leicht in der Christophori-Kirche zu Breslau zu beobachten, die in Liturgie und Gesangbuch auf dem Stand um die Jahrhundertwende geblieben war. Das Abgetrenntsein von der früheren »Mutterkirche«, der jetzigen Evangelischen Kirche der Union, deren Gründung 1817 auch Schlesien einschloß, hatte die naheliegenden ekklesiologischen Konsequenzen. Im Ansatz ist das Beschriebene als Feststellung – ohne jede negative Nuancierung – das Problem jeder in einer gewissen Isolation befindlichen Territorialkirche, wenn sie nicht in Verkündigung und Praxis des Kircheseins vom Evangelium her über sich hinausfragt. Die Identitätssuche vornehmlich kleiner kirchlicher Vergemeinschaftungen in ekklesiologisch fremder Umgebung erfährt unweigerlich einen gewissen Abgrenzungstrend, der nur aufgelöst werden kann, wenn ökumenische Weite, Teilnahme und Teilgabe am Leben anderer Kirchen das eigene Weiterleben innovieren. Diese Art notwendiger kirchlicher Globalisierung ist gesund und muß keinesfalls zur unprofilierten Verschmelzung oder Egalisierung mit anderen Kirchengebilden führen. Die Gliedschaft an der EKU und der weiteren Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland gehört zu den Essentials einer lebendig bleibenden Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz. Der innovativen Bereicherung dieser Kirche dient selbstverständlich die weitere Kommunikation mit der Gemeinschaft evangelischer Schlesier und mit der Stiftung Kulturwerk Schlesien, die vor 1989 jahrzehntelang mit hohem Engagement das kirchliche Erbe Schlesiens in den alten Bundesländern lebendig erhalten und weitergetragen haben.

Die buchstäblich »natürliche« Verbindung auf Grund gemeinsamer Vergangenheit mit der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen ist seit langem, besonders intensiv aber in den letzten zehn Jahren, entwickelt worden. Teilnahme an Synoden, besonders hervorgehobenen Festtagen wurden und waren wechselseitig selbstverständlich. Eine vertragliche Verbindlichkeit haben solche Aktivitäten am 16. März 1997 erfah-

ren, als die beiden Bischöfe, Ryszard Bogusz und Klaus Wollenweber, in einem Festgottesdienst in der Friedenskirche von Schweidnitz (*Świdnica*) mit einem Partnerschaftsvertrag die Zusammenarbeit besiegelten<sup>9</sup>. Das feierlich Vereinbarte muß nun mit Leben erfüllt werden, auch auf der Gemeindeebene. Die Sprachenbarriere ist dabei eine große Aufgabe, wobei der Nachholbedarf stark auch auf deutscher Seite besteht.

»Fortwirken und Übernahme deutscher Kultur in Schlesien«<sup>10</sup> ist ein Thema, das offenbar erst jetzt nach den jahrzehntelang offenen »seelischen Verwundungen«<sup>11</sup> des Kriegsbeginns und des Kriegsendes relativ tabufrei angegangen werden kann. Weder die deutschen Kulturleistungen im ehemals preußischen Schlesien noch die polnische Geschichte mit einem lebendigen im Volk tief eingewurzelten Katholizismus, noch das Bewußtsein, als Schlesier in einer »Euroregion« zu wohnen, sind gewaltsam zu eliminieren. Hier deuten sich neue populationsbezogene Entwicklungen an, die durch folgende Statistik angedeutet erscheinen: *Für das Vorhandensein eines schlesischen Regionalbewußtseins spricht, daß sich in einer Umfrage vor drei Jahren in den schlesischen Bezirken Polens 66% der Befragten als Polen, 6% als Deutsche und 27% als Schlesier bezeichneten. Wenn diese Entwicklung weitergeht, würden wir in Schlesien mit einer Kultur zu rechnen haben, die nicht rein deutsch und nicht rein polnisch ist, aber gerade in dieser Mischung ihre Eigenart besitzt. Durch das Interesse an der deutschen Vergangenheit und den Kulturrücktransfer aus der Bundesrepublik wird das Entstehen einer solchen regionalen Mischkultur gefördert. Die Annahme und Übernahme der deutschen Geschichte führt bei der polnischen Bevölkerung zur Entwicklung eines vertieften schlesischen Heimatbewußtseins und -gefühls. Sie ist aber zugleich auch schon Ausdruck dieses Heimatgefühls, denn es geht ja darum, die Geschichte und frühere Kultur dieses Landes kennenzulernen und sich damit in Beziehung zu setzen*<sup>12</sup>.

Globalisierung nach kirchlicher Observanz bedarf konkret des weiteren Ausbaus auch in andere Himmelsrichtungen. Die Kirche der Böhmisches Brüder in der Tschechischen Republik, die bestehenden Aus-

9 Die Kirche. Evangelische Wochenzeitung für die schlesische Oberlausitz (13.12.1998). Nr. 50, S. 9. Erläuternder Artikel »Einklang in zwei Sprachen« von Margit MANTEI und Dietmar NESS.

10 Christian-Erdmann SCHOTT: Vortrag zu obiger Fragestellung. In: Beiträge zur ost-deutschen Kirchengeschichte 2 (1997), S. 29-43.

11 Ebd. S. 29.

12 Ebd. S. 43.

tauschvarianten mit der nordamerikanischen United Church of Christ unter Vermittlung der EKU und viele sonstige konkrete ökumenisch naheliegende Bereicherungen bedürfen der Weiterführung im Rahmen einer schon zeitweise lebendig praktizierten übergreifenden Kirchlichkeit am Ort auf der Ebene der Allianz. Das unweit liegende Herrnhut verkörpert eine pietistische Frömmigkeit, auf die landeskirchlich und gemeindlich weiterhin nicht verzichtet werden kann<sup>13</sup>.

Der Aufgabenkanon ist immens für die kleingewordene Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz. Die Integration der gekommenen oder noch kommenden Christen aus Rußland macht viel Offenheit für anders gestaltete Frömmigkeit nötig. Die Beschäftigung mit religiösen Sondergemeinschaften weckt hoffentlich bald eine Mischung von Neugier und Erfordernis, sich mit den auftauchenden Lehrfragen zu beschäftigen. Die nach Europa einströmenden Weltreligionen des Islam, des Buddhismus und viele mystisch-spirituelle Gruppierungen führen zu neuen Herausforderungen, die perspektivisch viel Zeit brauchen. Das Vorhandensein der restaurierten Synagoge und das Nicht-Vorhandensein jüdischer Menschen in unserer Region ist ein weiteres Indiz für ein geistlich verantwortetes globales Denken. – Die Kirche ist in vieler Hinsicht an einem klar ins Auge zu fassenden Neuanfang!

#### KULTUR UND RELIGION

Die staatspolitisch verordnete Mono-Kultur im Osten ist Vergangenheit. Der Kirche kommt von ihrem Auftrag her eine neue Rolle zu, die sie endgültig aus allen Nischen und ghettoartigen Attitüden herausholt. Wolfgang Huber äußert sich dazu folgendermaßen: *In der Wende des Jahres 1989 und im Prozeß der Vereinigung Deutschlands ist den Kirchen – und in besonderer Weise der evangelischen Kirche – eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe zugewachsen. Jetzt geht es darum, diese Aufgabe nicht nur im deutschen, sondern im europäischen Zusammenhang zu sehen und weiterzuentwickeln. Dafür ist es notwendig, daß die Kirche ihre öffentliche Aufgabe nicht nur im Gegenüber zum Staat, sondern als intermediäre Institution in der Zivilgesellschaft versteht und wahrnimmt. Dabei lassen sich drei Schwerpunkte erkennen: Die Kirche*

13 Vgl. dazu die Herrnhut gewidmete Dissertation des früheren Bischofs der Evangelischen Kirche des Görlitzer Kirchengebietes Hanns-Joachim WOLLSTADT, Geordnetes Dienen in der christlichen Gemeinde dargestellt an den Lebensformen der Herrnhuter Brüdergemeine in ihren Anfängen, Göttingen 1966.

*hat eine genuine Bildungsaufgabe, die sich nicht auf die Bildungsprozesse in den Gemeinden und in kirchlichen Bildungseinrichtungen beschränkt, sondern das öffentlich Bildungswesen einbezieht. Sie hat eine politische Verantwortung, die sich in ihrem Eintreten für Gerechtigkeit und Menschenrechte, für Frieden und die Bewahrung der Natur konkretisiert. Sie trägt schließlich eine unaufgebbare Verantwortung dafür, daß in der Gesellschaft eine Kultur des Helfens Raum behält und weiterentwickelt wird*<sup>14</sup>.

Die Kirche sollte die Gesellschaft mitgestalten, aber kann sie das, ohne in der Gesellschaft aufzugehen? Es werden beispielsweise »Bibel und Kultur«-Preise verliehen, so daß der Gedanke aufkommen könnte, die Kirche mit ihren gesellschaftlichen Vorstellungen repräsentiere so etwas wie eine Superkultur. Brücken und öffentliche Gebäude werden unter Mitwirkung der Kirche(n) (ein-) geweiht.

Dreierlei – so scheint es – möge auch wieder vermieden werden bei aller Tendenz zum gesellschaftlichen Mittun. In dieser Richtung gibt es mit Recht warnende Äußerungen zum perspektivischen Wirken der Kirche in der sich neu formierenden Gesellschaft:

1. Die Kirche im Osten als die einzige größere Institution, die die kommunistische Zeit institutionell und ideell überlebt hat, darf aus dieser Tatsache nicht den Schluß ziehen, daß sie nunmehr die ideologische Kompetenz in Anspruch nehmen könne für den künftigen gesamtgesellschaftlichen Weg in Sachen Sitte und Moral. Spätestens seit der Aufklärungszeit hat die Kirche kein »Sinnstiftungsmonopol«<sup>15</sup> mehr. Diese Monopoltendenz ist schon deshalb ausgeschlossen, weil es in dieser Sache keine kirchlich einhellige Meinung gibt.
2. Die Kirche darf sich abgewöhnen, zu jeder gerade gesamtgesellschaftlich verhandelten Sache Stellung zu nehmen, besonders dann, wenn die Fachkompetenz zum Thema fehlt.
3. Der nie endende Meinungsstreit der Parteien im Rahmen eines zu erreichenden Machtgefälles muß nicht durch die kirchliche Variante aufgefüllt werden, so wahr es auch unmöglich ist, aus Bekenntnisgründen Christen für die Mitgliedschaft in einer bestimmten Partei zu verpflichten.

Mit anderen Worten: Das Sich-Einmischen-Müssen der Kirche in gesellschaftliche Belange um des Wohles der Menschen willen hat nichts

<sup>14</sup> Wolfgang HUBER, *Kirche in der Zeitenwende*. Gütersloh 1998, S. 16 f.

<sup>15</sup> Ebd. S. 9.

zu tun mit einer Monopol-Stellung als Kulturfaktor, der sich in dieser Funktion, um Schritt halten zu können mit der Entwicklung, erschöpfen würde! Die Kirche geht weder in der Gesellschaft auf noch kann sie von ihrem einzigartigen nicht zu delegierenden Auftrag her davon absehen, in jede wichtige Ausprägung von Kultur einzuwirken, indem sie ihr gegenübersteht. Auf dem Bildungssektor für Schulgründungen und Einflußnahmen in schulische Gesamtprobleme hieße das: *Es geht hier eigentlich ja nicht um die Frage einer zu großen Staatsnähe, sondern um das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft bzw. des einzelnen Christen zu Demokratie und zum Staat. Hier wird noch manches auszuarbeiten bleiben. [...] Mit der Wende entfiel für alle Mitarbeiter der Kirche das gewohnte Feindbild*<sup>16</sup>.

Die menschenfeindlichen Entwicklungen im ideologischen Materialismus sind genauso kenntlich zu machen und zu hinterfragen wie ähnliche Erscheinungsformen im praktisch-kapitalistischen Materialismus. Kirche, so stellt es sich perspektivisch im Osten unseres Vaterlandes im Blick auf noch weiter östlich wohnende Menschen heraus, hält es nicht mit der Macht der Mächtigen, sondern in Solidarität mit der Ohnmacht der Machtlosen, vornehmlich in einer Zeit, in der Reiche immer reicher und Arme immer ärmer werden, Geldinstitute boomen, bisweilen auf Kosten der Arbeitsmöglichkeiten derer, die in dieser Branche jahrzehntelang – auch in der kommunistischen Zeit – ihre berufliche Existenz hatten. Die soziale Abfederung des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts wird immer mehr als vom Evangelium der Liebe unter den Menschen her selbstverständliche Forderung erhoben. Das ist nicht zuerst begründet in einem spezifischen Gesellschaftssystem, sondern in der evangelischen Fürsorge, die in Gal. 6, 2 nahegelegt ist: »Einer trage des andern Last.«

Das gesellschaftspolitische Mandat der Kirche ist deshalb gefordert, weil der Glaube an das Heil in Christus die Sorge um das Wohl der Menschen einschließt. Genau dieses Junctim verhindert die Politisierung der Kirche, weil der Zeugnisauftrag in der Scharung um die Bibel das absolute Proprium gegenüber ausnahmslos allen Institutionen dieser Welt bleibt und jede Fraternisierung mit den wechselnden Ideologien

16 Norbert ERNST, Die Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Schule im Bereich der heutigen Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz von 1945 bis 1995 unter Berücksichtigung der Bildungsdimension. In: JSKG 74 (1995), S. 93-100, hier S.100.

und dem jeweiligen Zeitgeist ausschließt. Das eben ist der Grund dafür, daß die Kirche die einzige systemüberdauernde Einrichtung ist, die sich nicht als »Massenorganisation« versteht, wie es einst die sozialistischen Machthaber ausdrückten, sondern als Geschöpf des Wortes Gottes (creatura verbi), nach Gottes Willen konkurrenzlos und unvergleichlich<sup>17</sup>.

## ÖKOLOGIE

Es war schon oft zu hören oder zu lesen: Wenn die von Gott geliebte Welt (Joh. 3, 16) überleben will, muß sie das erste Jahrhundert des dritten Jahrtausends als ein Jahrhundert der Bewahrung der Schöpfung ausrufen. Dieser Auffassung ist u.a. auch der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf, Konrad Raiser. Hieraus resultieren konkrete Aufgaben im Osten. Sie haben jedoch die gleichen oder ähnliche Arbeitsfelder im Westen neben sich. Immerhin: Die Ressourcen im Westen werden zumeist rationeller gewonnen und verteilt, während der Osten seine Naturschätze häufig unvorteilhaft abbaut bzw. nutzt, weil technische Voraussetzungen oder das erforderliche Know how fehlen. Gerade aber an der Ressourcenfrage wird schlaglichtartig deutlich, daß die sinnvolle Nutzung der Reichtümer zu Lande, zu Wasser und in der Luft gar keine nur östliche oder westliche Aufgabe sein und bleiben kann, wenn nicht dauerhafter Schaden und Mangel eintreten sollen. Auch Naturkatastrophen lassen sich nur durch Initiativen aus allen vier Himmelsrichtungen unter Vernachlässigung politisch divergierender Systeme eingrenzen bzw. beseitigen. Polnische und deutsche Soldaten hätten z.B. noch viel wirkungsvoller und naturschonender zusammenarbeiten können während der großen Neiße- und Oderflut 1997 als das geschehen ist. Segen und Schaden der Flüsse und Abbau oder anderweitige Nutzung von Bodenschätzen lassen sich künftig nur grenzüberschreitend angehen, so daß Reichtum dem gemeinen Nutzen zugeführt wird wie bei der Ausgestaltung von Wissenschaft, Kunst und sonstigen

---

<sup>17</sup> Konkret wäre auf eine Vielzahl von Aktivitäten hinzuweisen, die, in den alten Bundesländern entwickelt, nun in den neuen Bundesländern an vielen Stellen, gerade auch im Grenzgebiet zum heutigen Polen, zur Wirkung kommen. Lebenssinnerfüllung auf dem Hintergrund von Kultur und Religion wird z.B. durch den Johanniterorden versucht, über dessen Arbeit unter dem Titel: »Gewinnen für den Glauben« – geistliche Strategien der Johanniter in den neuen Bundesländern (Christian-Erdmann SCHOTT. In: Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte 2 (1997), S. 44-52) schon Wichtiges berichtet worden ist und weiterhin referiert werden könnte.

Ausprägungen von Kultur. Alle Gaben Gottes in einem Land dürften dann konsequenterweise nicht gegen, sondern für andere Länder mit eingesetzt werden. Gerade auch die notwendigerweise grenzüberschreitende Generalaufgabe der Ökologie hebt den Europa-Gedanken aus jeder unkonkreten Blässe und egozentrierten Provinzialisierung heraus.

Hoffentlich auch korrigiert die ökologische Überlebensstrategie die Nationalismen der Völker, die vornehmlich im Osten und Südosten bisher so viele Menschenleben und Reichtümer in der Natur gekostet haben. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß ein wirtschaftliches Zusammendenken und Zusammenhandeln die Grenzzäune niedriger werden läßt, weil jede nationalistische Beharrungstendenz nur auf die ideologisch fixierten Sklerotiker selbst zurückfällt.

Summa: Die Völker Mittel-Osteuropas müssen die in ihrem Territorium angelegten oder durch unverwechselbaren Fleiß erworbenen Güter erkennen und daraus ableiten, daß sie nur gemeinsam die vorhandenen Engpässe dieser Zeit und Welt in ein wechselseitig hilfreiches Existieren umwandeln können.

#### ETHIK DES ZUSAMMENLEBENS

Globalisierung, Kultur und Religion, Ökologie bleiben solange unverbindliche und gefährdete Chiffren wie nicht ein inhaltlich deutlich gefülltes und beherzigtes Begriffsarsenal an die Stelle von Haß, Mißtrauen und Abgrenzungstheorien tritt. Gemeint sind ehrliche Aufarbeitungen von Geschichte, Vergebungsbereitschaft, Versöhnung, Güte, Verzicht auf allseitige Wiedergutmachung, die nach einem halben Jahrhundert ohnehin nicht mehr zu leisten ist.

Neue Generationen sind herangewachsen, die sich zu der geschichtlichen Schuld bekennen müssen, aber nicht die Last immer wiederkehrender Vorwürfe tragen können. Dennoch bleibt klar, daß ein Volk ohne Geschichte und geschichtliche Akzeptanz keine Zukunft gewinnen kann. Die Vergangenheit mit ihren entsetzlichen Schuldverhaftungen darf nicht durch Amnesie oder generelle Amnestie als erledigt betrachtet werden, sondern nur durch Neuanfänge auf dem Hintergrund der Solidarität mit den Opfern und der Vergebung gegenüber den Tätern, die umgekehrt sind.

Weder Wissenschaft noch Wirtschaft, weder Fortschritt noch Rückschritt sind absolute Größen. Sie unterliegen keiner Eigengesetzlichkeit, sondern der je besonderen gezielten Einschätzung von Menschen durch

Menschen. Die pseudoreligiöse Behauptung aus der Vergangenheit, die Partei habe immer recht, darf nicht unter den Völkern im Osten Europas ersetzt werden durch Absolutheitsansprüche dergestalt, die eine Volksgruppe habe nur recht, die andere nur unrecht. Die weltweit christliche Devise »Christus befreit und eint« bekommt jetzt nach soviel Schuld und Tränen unter den Kirchen und hoffentlich bald unter den Völkern eine gesellschaftsethische Relevanz, die ein Hebel werden muß gegen die Eigengesetzlichkeit und Prädominanz von Wirtschaft und Kapitalmarkt.

Wer die christologische Mitte in der Begründung einer auf Dauer tragfähigen Gesellschaftsethik – u.a. auf dem geistlichen Hintergrund der Bergpredigt, nach der neuerdings immer wieder gefragt wird – nicht akzeptieren und praktizieren möchte, muß sich schier zwangsläufig die Frage stellen, welche Tragfläche er geltend machen möchte für das immer notwendiger werdende Zusammenleben und Aufeinanderzu-Leben der Menschheit. Reichtum auf Kosten anderer, Macht um den Preis der Versklavung von Menschen, Herrschaftsansprüche von Gruppen gegen Gruppen und vieles andere Ähnliche verursachen vermehrtes Elend, das sich etwa im Hungertod von täglich 174.000 Menschen auf unserem Planeten auswirkt.

In all den hier nur angedeuteten Überlebensproblemen der Menschheit geht es längst nicht mehr um Ost und West, Nord und Süd. Lediglich im Vorfeld der Weltprobleme kann noch nach den Tendenzen und Perspektiven des Wandels im Osten gefragt werden. Den Wandel im Osten während des letzten Jahrzehnts als Gabe Gottes glücklich einzubringen in eine Segens- und Friedensstrecke für unser ganzes Land und unsere Nachbarvölker, das ist perspektivisch unsere Aufgabe. Dabei bleibt zu beachten: *Nicht Restauration ist gefragt – wohl aber die nüchtern von Liebe und Phantasie getragene Spurensuche auf den Wegen der christlichen Botschaft an der Schwelle zum dritten Jahrtausend*<sup>18</sup>. »Große Deutsche im Osten« – wie sie in einer beeindruckenden Ausstellung vom Präsidenten des Kirchentages der Gemeinschaft evangelischer Schlesier Prof Dr. Eberhard G. Schulz in der estnischen Universitätsbibliothek zu Tartu im Herbst 1998 dem interessierten akademischen Publikum bekanntgemacht wurden – dürfen von uns heute so verstanden werden, daß sie von Königsberg bis Prag allen dienen woll-

---

18 Johannes RICHTER, 1989 – und zehn Jahre danach. Anmerkungen zur Lage der Kirchen in Ostdeutschland. In: LKW 46 (1999), S. 165-174, hier S. 174.

ten, die zu ihrer Zeit nach einer ethischen Werteorientierung suchten. Sie waren fast alle in ihrer Wissenschaft und Kunst Weltbürger, die durch ihre Philosophie – man denke nur an den großen Immanuel Kant in Königsberg –, ihre Entdeckungen und sonstigen Kenntnisvermittlungen Grenzen überschritten. Ihr Dienst an der Menschheit sollte unser Dienen heute in Ost und West beflügeln.